

Ingo Schulze

23. September 2010, Akademie der Künste, Berlin, Pariser Platz 4

Gespräche zu Architektur und Stadt: "Welche Mitte?"

Veranstaltung der Akademie der Künste und der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
ich möchte mit einem längeren Zitat beginnen:

„Der Höllenbezirk der Surrogate: Die künstlichen Ruinen und Einsiedeleien in den klassizistischen und englischen Parks waren, wie schon vorher die Chinoiserien, auch als Nachahmungen noch etwas Originäres, sie wollten, zumindest anfangs, nichts Anderes sein als sie waren, gartenarchitektonische Neuschöpfungen, nicht die Lüge eines historischen Orts, den dort keiner brauchte: Die Stifter dieser Landschaften, Aristokraten, hatten ja die Tradition ihrer Geschichte als unveräußerlichen Besitz. Anders der Bürger, der zum Adel aufschaut und sich sehnt, dessengleichen zu werden; der will, da Grund und Boden mobil wird, das Rittergut nicht nur als Produktionsmittel, sondern auch als seine Standeserhöhung durch den konkreten historischen Ort. Sein Geld, das alles zu können scheint, zielt auf das verbürgt wahre Alte samt Chronik und Ahnengalerie und Hausspuk, doch das verkaufte Schloß ist das Schloß schon nicht mehr, wiewohl es das alte Gemäuer ist. – Die Gespenster verschwinden als erste. –

Und dann war auch das alte Gemäuer nicht mehr, sein Stein wurde Staub, seine Balken wurden Rauch, doch das Schloß ist getreu wieder aufgebaut, Zierde des Naherholungsgebietes, und wir nennen es anheimelnd, was unheimlich ist (...). Das alte Unheimliche ist längst verschwunden, keine Ahnfrau weht mitternachts mehr durch die Säle, keine Diele knarrt unter unsichtbaren Tritten, kein untilgbarer Blutfleck auf der Schwelle, kein Winseln aus geheimen Kerkerverliesen; doch viel unheimlicher, ein anderes Unheimlich, ist die Bereitwilligkeit der das Bürgertum ablösenden Gesellschaft, die Attrappe als das Echte zu nehmen und, weiterhin Altes beharrlich tilgend, keine Mühen für einen Schein zu scheuen, dem das Sein so demonstrativ mangelt. – Was geht da vor? – Darf ich niederzuschreiben wagen, dass mich vor diesen Fassaden schaudert, die ohne einen alten Stein uns den Fortbestand des Alten heucheln? – Surrogate eines Surrogats. – Ich weiß, welches Unrecht in diesem Wort liegt, wieviel Fleiß da geschmäht, wieviel Mühe missachtet, wieviel guter Wille verworfen scheint, allein ich kann mir nicht helfen: Diese Attrappen sind ein grauenvoller Spiegel unseres Mangels an Eigensinn. – Sie sehen gut aus, wir belügen uns selbst. – Wir täuschen Tradition vor, die wir nicht haben, denn es ist ein Irrtum, zu glauben, dass man sie sich linienweise aussuchen kann. Was juridisch vom Erbe gilt, gilt auch historisch: Man hat es ganz, oder man hat es gar nicht, das jeweils Passende gibt es da nicht, und am wenigsten das so gierig Begehrte: ein Widerspruchloses von gestern als Ahnherr des Widerspruchlosen von heute und morgen. – Beteuerungen, dass man es besitze, nützen da wenig: Tradition lässt sich weder kaufen noch dekretieren.“

Nachzulesen sind diese Überlegungen in Franz Fühmanns Essay „Fräulein Veronika Paulmann aus der Pirnaer Vorstadt oder Etwas über das Schauerliche bei E. T. A. Hoffmann“, erschienen 1979.

Mich überraschte bei der erneuten Lektüre weniger die Entschiedenheit des Widerspruchs, als vielmehr der Umstand, dass dieser Widerspruch bereits Ende der

Siebziger Jahre im Osten notwendig geworden zu sein schien. Fühmanns Kritik bezieht sich auf die damals im Entstehen begriffenen, in einem historisierenden Stil geplanten Gebäude am heutigen Gendarmenmarkt, die als „reformierte Platte“ in der Baugeschichte geführt werden. (Im weiteren Sinne meinte Fühmann damit wohl auch das Nikolaiviertel, ahmte man doch dort eine Architektur nach, die man flächendeckend im übrigen Land verrotten ließ.)

Was Franz Fühmann als gegeben voraussetzt, ist ein Standpunkt, eine Position und damit eine bestimmte Perspektive. Sie taucht nicht explizit auf, sie wird als bekannt vorausgesetzt. Es ist die Perspektive der „das Bürgertum ablösenden Gesellschaft“. Fühmann fühlt sich einer nachbürgerlichen Gesellschaft zugehörig, und formuliert von dorther seine Ansprüche.

Im Vergleich zu Franz Fühmann fehlt mir heute selbst diese vage Gewissheit. Denn um zu beantworten, was für eine Stadt wir wollen, das heißt, welche Funktion, welche Räume, welche Architektur wir uns wünschen, müssen wir wissen, was wir wollen und wer wir sind. Umgekehrt lässt sich aus der Architektur, aus der Anlage einer Stadt etc. darauf schließen, welche Interessen sich durchgesetzt haben, welches Bild die Gesellschaft von sich entwirft, welche Geschichte erzählt werden soll.

Die Unsicherheit, welche Funktion die historische Mitte erhalten und wie sie dementsprechend gestaltet werden soll, hat ihren Grund auch darin, dass wir als Gesellschaft über Wachstumsbestrebungen hinaus kaum noch sagen können, was wir wollen. Unsere Nicht-Selbstgewissheit ließe sich aber auch als Chance deuten, als Offenheit, stadtplanerisch und architektonisch ein gesellschaftliches Selbstverständnis zu formulieren.

Architektur und Stadtplanung können über die jeweiligen funktionalen Ansprüche hinaus Zeichen setzen. So scheint mir die begehbare Glaskuppel des Reichstagsgebäudes geeignet zu sein, uns, die Wählerinnen und Wähler, daran zu erinnern, dass wir die Abgeordneten gewählt, dass wir sie zu beaufsichtigen haben, dass wir weiter Verantwortung tragen für deren Entscheidungen. Es ist auch ein Zeichen, die Entscheidungen transparent zu machen, sie im wahrsten Sinne des Wortes dem Licht der Sonne auszusetzen.

Die Diskussion um das Areal der historischen Mitte besitzt so viel Brisanz, weil hier mittelbar und unmittelbar über unser gesellschaftliches Selbstverständnis gestritten wird.

Die historische Mitte von Berlin ist heute eine Mitte unter anderen. Jeder Autofahrer, der sich Berlin nähert, muss sich entscheiden: Berlin Zentrum Zoo oder Berlin Zentrum Alexanderplatz. Der Versuch, eine verkehrstechnische Mitte zu etablieren, fand statt, indem man eine gläserne Kathedrale auf Sand und Grundwasser im Niemandsland gründete, genannt Hauptbahnhof. Unter offenbar strategischen Kriterien wurden Kanzleramt und Abgeordnetenhaus derart von der Stadt isoliert, dass Annäherungen auch einzelner, in aller Regel verirrter Fußgänger bereits in einer Entfernung von drei- bis vierhundert Meter ausgemacht werden können. Ebenso exterritorial endeten die Zentrums-Ambitionen einer Kreation namens „Potsdamer Platz“. Man erwartet öffentlichen Raum und trifft auf kommerziellen Raum – mit Ausnahme des Kinos „Arsenal“. Es ist eine Enttäuschung, die in ihrer Trostlosigkeit an Brutalität grenzt. Ein Gefühl von Mitte entsteht am ehesten hier, am Pariser Platz, da man sich mit dem Blick auf Brandenburger Tor und Reichstag im Herzen der Stadt wähnt. Doch auch hier ist Abendlicht und, wie nebenan im Gehry-Bau, Kunstlicht von Vorteil. Der Pariser Platz ist ein ungastlicher Platz, von Trutzburgen umstellt – allein

das Akademie-Gebäude ist ein offenes Haus. (Der Geist dieses Platzes verkörperte sich am 9. November vor einem Jahr hier in Form einer Leinwand, auf der non-stop die Erfolgsgeschichte von Daimler lief. Die dreißiger Jahre bestanden ausschließlich aus den Siegen der Silberpfeile im Autorennen.)

Auf dem Areal, das früher das Schloss und für kurze Zeit der „Palast der Republik“ beherrschten, könnte man es nun endlich besser machen.

Über Berlins historische Mitte lässt sich nur im Kontext nachdenken. Eine der wichtigen Fragen dabei ist, wie sich die neue Bebauung in die Achse: Alexanderplatz, Rotes Rathaus, Unter den Linden, Brandenburger Tor, Holocaust-Mahnmal, Siegestsäule, Kaiserdamm einfügt. Diese Frage geht auch an das geplante Einheits- und Freiheitsdenkmal, das sich im ersten Versuch als Totgeburt erwies.

In der Bedeutung für Berlin lässt sich diese Achse durchaus mit jener in Paris vergleichen, die vom Louvre über den Obelisk auf der Place de la Republique zum Arc de Triomphe führt. Deren Um- und Weiterbauten setzen Maßstäbe. Man muss kein Freund des Ensembles von La Defense sein, diesem zugigen, unwirtlichen Triumphbogen der Wirtschaft, doch kann man ihm den städtebaulichen Bezug nicht absprechen, der architektonisch klar formuliert wurde. Die Glaspypamide im Louvre dagegen ist unbestritten eine beeindruckende, ja eine geniale Lösung: Sie antwortet auf den Obelisken, sie antwortet demokratisch, indem sie das Imperiale bricht und dabei Funktionalität und Schönheit vereint. Unter dieser Pyramide versammeln sich die Besucher aus aller Welt, um den Louvre und die Tuilerien in Besitz zu nehmen. Warum sollte es nicht möglich sein, heute etwas in Berlin zu bauen, auf das man nach fünfzig und mehr Jahren blickt wie wir heute auf die Philharmonie, das Haus der Kulturen der Welt, das Nebeneinander von gesicherter Ruine und Neubau der Gedächtniskirche am Rudolf-Breitscheid-Platz oder das Akademiegebäude im Hansaviertel, und das sich darüber hinaus in die erwähnte Blickachse einfügt? Was mir an Fühmanns Textausschnitt so wichtig ist, ist sein historisch-kritischer Ansatz und die Verwendung des Surrogat-Begriffes.

Indem 1950 die damalige DDR-Führung das teilweise zerstörte Schloss sprengen und abreißen ließ, erwies sie sich als unfähig, das Erbe anzutreten. Sie wählte ein Portal aus, von dessen Balkon Karl-Liebknecht die Sozialistische Republik verkündet haben soll (heute weiß man, dass er an einer anderen Stelle stand), und implantierte es später in das Staatsratsgebäude. Damit meinte man zu versinnbildlichen, dass die DDR der legitime Nachfahre aller progressiven deutschen Traditionen sei.

Sicherlich ist die ideologische Deutung des Abrisses nicht die ganze Geschichte. Wie die Diskussionen um das Charlottenburger Schloss oder die Sprengung des Braunschweiger Schlosses noch zehn Jahre später nahelegen, fielen derartige Entscheidungen quer durch die Ideologien. An die Stelle des Hohenzollern-Schlusses setzte fünfundzwanzig Jahre später die DDR ihre eigene Vorstellung eines Schlosses. Geliebt wurde dieser „Palast der Republik“ nicht. Von den vielen Witzen, die kursierten, erinnere ich mich nur an einen: Ein Sachse sei vor dem Palast der Republik verhaftet worden. Warum? Er habe mit offenem Mund davor gestanden, schließlich aber ausgerufen: „So ä Ballast!“ Immerhin war dieser „Ballast“ frei zugänglich. Man bekam dort mitunter noch einen Platz im Restaurant, sah in seinem Theater ein Stück wie Max Frischs „Biedermann und die Brandstifter“, erlebte eine Lesung von Ernst Jandl oder hörte moderne Musik. Und als dann in der Volkskammer Mielke ausgelacht wurde und schließlich ein frei gewähltes Parlament einzog, gab es den Moment, in dem aus diesem Monstrum nun wirklich ein „Palast der Republik“ hätte werden können. Die Art und Weise der allmählich einsetzenden

„Asbestsanierung“ machte deutlich, wie ideologisch die Zeit nach dem vermeintlichen Ende der Ideologien geblieben war. Man muss kein Architekt oder Stadtplaner sein um zu wissen, dass die Art und Weise eines Abrisses, in diesem Fall das Ausweiden wie das jahrelanges Verrotten lassen des Palastes (dessen Stahlträger in den Golfstaaten gern wieder verwendet wurden), auch eine Demonstration war. Nach 1989 reagierte man genau so unsouverän wie die DDR in ihrem Jahr eins. Die DDR wie die BRD wollten sich ihr Erbe auswählen und dieses widerspruchsfrei haben. Beide unternahmen den untauglichen Versuch, sich von „schlechter Geschichte“ zu befreien. Die Deutsche Demokratische Republik wollte die Zwingburg des deutschen Militarismus schleifen, um leichtfüßig in die Zukunft zu entkommen. Die Bundesrepublik Deutschland wollte einen Teil ihrer Geschichte vertuschen und will – sollte alles so bleiben wie beschlossen – am liebsten von der Kaiserzeit in die Gegenwart springen, wobei die Kaiserzeit um ihre Widersprüche gebracht und damit zum verfügbaren Kitsch gemacht wird.

Die Diskussion, welche Aufgabe diese neue Mitte haben soll, ist wieder eröffnet. Die Idee, an der Stelle des Schlosses bzw. des Palastes der Republik ein Haus für die außereuropäischen Sammlungen zu bauen und es in das Humboldt-Forum einzubetten, hat aus verschiedenen Gründen etwas Verführerisches. Das Entscheidende steckt aber im konkreten Entwurf. Denn hier geht es um nichts weniger, als um die Art und Weise, wie wir als Gesellschaft auf die Welt blicken. Der anthropologische Blick darf sich dabei aber nicht nur auf die anderen richten, sondern er muss auch auf uns selbst angewandt werden. Wie markiere ich meinen Blickwinkel, wie sind die Blickwinkel, aus denen wir wahrgenommen werden? Das wäre eine Aufgabe, die nicht allein von Stadtplanern und Architekten bewältigt werden kann.

Unter den anderen Vorschlägen finde ich vor allem die Idee, die Gemäldegalerie aus ihrem Dornröschenschlaf, aus ihrer Verbannung ins Kulturforum zu befreien und sie in Korrespondenz zu den anderen Museen auf die Spreeinsel zu holen, sehr anziehend.

Entscheidend ist, dass in Berlin-Mitte der öffentliche Raum bewahrt bleibt, dass es nicht wieder zu einem de facto Wegschenken kommt, wie es bei dem ehemaligen Staatsratsgebäude für die European Business School geschehen ist – ein Vorgang, den rückgängig zu machen verdienstvoll wäre.

In dem Beschluss des Bundestages und den Auseinandersetzungen um die historische Mitte, taucht immer wieder die Formulierung: „Wiedererrichtung des Berliner Schlosses“ auf. Mal heißt es, dass das Schloss als „Humboldt-Forum“ errichtet werden soll, mal ist es nur mit einem Schrägstrich damit verbunden. Doch hier beginnt das Problem. Diese Formulierung ist eine Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Das Schloss gibt es nicht mehr, so wie es den „Palast der Republik“ nicht mehr gibt. Was da entstehen soll, verdient nicht mal den Begriff Kopie. Es geht um eine Konstruktion, die dem Grundriss des ehemaligen Schlosses in wesentlichen Teilen folgt und die zum Großteil pseudobarocke Fassaden erhalten soll. Das Innen und das Außen gehören verschiedenen Welten an, das eine hat mit dem anderen nichts oder nur wenig zu tun. Glaubt man der gratis Kampfschrift „Berliner Extrablatt“, so hängen die Flächenmeter der Pseudobarockverkleidung vom Spendenaufkommen ab (Der Mehrpreis für die Innenportale II und IV wird mit je 2-2,5 Millionen Euro angegeben, der für das Portal III Innenseite mit 10 Millionen). Das hat weder mit Denkmalschutz noch mit Architektur auch nur das Geringste zu tun.

Es ist schwierig, für dieses Gebilde, das da errichtet werden soll, einen Namen zu finden. Am ehesten scheint mir der Begriff „Schlossattrappe“ angemessen zu sein. Vielleicht finden wir ja im Laufe des Abends noch einen besseren Begriff, aber „Wiedererrichtung des Schlosses als Humboldtforum“ ist sachlich einfach falsch. Dem Mehrheitsbeschluss liegt die irri­ge Vorstellung zugrunde, man könnte das Berliner Schloss tatsächlich wiedererrichten. Wofür man sich aber in Wirklichkeit entschieden hat, ist ein Surrogat.

Surrogat bedeutet „Ersatz, Ersatzmittel, Behelf“. Als Beispiele für Surrogate finden sich bei Wikipedia „Analogkäse“ und „Formfleisch“. Umgangssprachlich würde man wohl eher von „Imitat“ sprechen oder auf das englische Wort „fake“ zurückgreifen. Was ein Surrogat im Stadtbild bedeutet, kann man „Unter den Linden 1“, am ehemaligen „Kommandantenhaus“, also in unmittelbarer Nähe zur Schlossbrücke, erfahren. Dort hat sich der Weltkonzern Bertelsmann aus Gütersloh in Berlin eine Zuckerguss-Schachtel hinstellen lassen. Die Schachtel lässt sich nicht einfach betreten, weil sie „privat“ ist. Doch auch wenn man umgehend wieder hinaus kom­plimentiert wird, weiß man danach, wie es sich anfühlt, durch eine pseudoklassizistische Fassade – bei der man fürchtet, sie würde sich bei Nässe wellen – in postmoderne Konfektionsräume zu treten.

Das Fazit: Man fällt aus Ort und Zeit, ein Effekt, den man auch in Dresden rund um die Frauenkirche erleben kann. Bei der Frauenkirche sucht der Blick Halt an jedem alten Stein, weil ansonsten der Bau eben auch wie eine Filmkulisse wirkt (eine Anmutung, die selbst auf die Warschauer Altstadt zutrifft, obwohl dort die Gründe einer Rekonstruktion nachvollziehbar sind und der Aufbau unmittelbar auf die Zerstörung, aus dem Schutt heraus begann). Das Drumherum sind Kulissen, die beliebig verschoben werden können, weil es kein eigenes Stück, keine eigene Erzählung dazu gibt. Sowohl den Dresdner Neumarkt als auch die Bertelsmannschachtel mit Disneyland zu vergleichen, ist falsch, denn das wäre schon ein Euphemismus.

Wer die Schlossattrappe als Reaktion auf die Geschichtsvergessenheit der Moderne sieht, als Kompensation globaler Gleichförmigkeit, übersieht bewusst oder unbewusst, dass es gerade hier um Geschichtsvergessenheit und das Aufgeben des Eigenen geht.

Was hat das Selbstverständnis einer föderalen Republik mit dem Bau der Attrappe eines preußisch-deutschen Königs- bzw. Kaiserschlosses zu tun? Leben wir im Zeitalter der Restauration?

Als Neubau wird die Schlossattrappe zum bewussten Zitat, und somit auch zur Beschwörung einer feudalistischen, in ihrer Außenpolitik kolonial auftretenden Macht. Das deutsche Kaiserreich war verantwortlich für den Völkermord an den Herero im ehemaligen Süd-West Afrika, es trägt eine Mitschuld des Wilhelminischen Deutschlands an der Ermordung der Armenier 1915 durch den türkischen „Waffenbruder“. Die kaiserliche „Hunnenrede“ von 1900 ist genauso wenig vergessen wie die Giftgasangriffe des ersten Weltkriegs.

Außereuropäische Kunst unter diesem Zitat? Was, wenn nicht das, wäre Geschichtsvergessenheit!

Man scheint etwas davon zu spüren, denn die Kampagne zum Aufbau der Schlossattrappe läuft unter dem Slogan: „Mach Geschichte!“ oder, je nach Adressat: „Machen Sie Geschichte! – Stiften Sie jetzt Ihren Schlossbaustein oder Ihr Schmuckelement!“ Die Palette der vermeintlich geschichtsträchtigen Stiftung reicht von fünfzig Euro für ein Fünftel eines Bausteins bis hin zum 13.585.000,- Euro teuren

Eosanderportal. Der Name der Spender erscheint im Internet. Per Mausclick zoomt dann eine Art Fadenkreuz auf jene Stelle, an der der Stein verbaut werden soll. Als Kinderspiel mag das amüsant sein. „Mach Geschichte!“ klingt ja tatsächlich wie der Name eines Gesellschaftsspiels oder einer Quizsendung. Doch der Geschichtsbegriff, der hinter solch vermeintlich flotten Sprüchen steckt, ist abgründig. Geschichte machen bedeutet dann nicht mehr politisches Handeln zum Wohle der Gemeinschaft, Geschichte machen bedeutet nun, Geldgeber zu sein. Je mehr Geld ich zu spenden vermag, umso größer ist meine historische Leistung, um so kenntlicher werde ich als Macher von Geschichte. Mit Geld kann man sich nun offenbar zur historischen Persönlichkeit stilisieren. Dieses absolutistische Geschichtsverständnis ist das Pendant zum Traum vom Schloss. Und es ist die heutige Fassung des Frankensteinmotivs.

Denn was da geplant wird, würde ein Bau, der nicht altern kann, weil er schon als Untoter, als Wiedergänger, als Apparat in die Welt kommt.

Ganz gleich, was innerhalb dieser Attrappe präsentiert werden soll: Es wäre a priori kompromittiert und stünde selbst unter dem Verdacht, ein Surrogat, eine Kopie aus dem Museumsshop zu sein. Lässt sich ein schlechterer Ort für ein Museum denken? Geht es doch gerade in einem Museum um die historische Einordnung, um Genauigkeit in der Zeit und im Raum. Durch das Surrogat des Baukörpers würden alle Objekte dem Verdacht ausgesetzt, ebenfalls Surrogate, fakes, Analogkäse zu sein.

Doch nicht nur die Ausstellungen im Inneren wären davon betroffen. Wenn das Schloss eine Attrappe ist, sind vielleicht auch die Museen auf der Museumsinsel nur Vortäuschungen?

Und was bedeutet das für die Achse: Rotes Rathaus, Freiheits- und Einheitsdenkmal, Unter den Linden, Brandenburger Tor/Holocaustmahnmal?

Und stellen Sie sich vor, Sie müssten in der Schlossattrappe einer Rede zuhören oder selbst eine halten. Wäre ein Wissenschaftler oder Künstler oder Politiker bereit, für einen Vortrag, ein Statement oder eine Grundsatzrede diesen unwirklichsten aller Orte zu wählen?

So wie jede Krone in der Schlossattrappe zu einer Pseudokrone würde, würde jeder König zu einem Pseudokönig, ein Wissenschaftler zu einem Scharlatan und so weiter. Man könnte schwerlich ernst nehmen, was dort passiert.

Um es positiv auszudrücken: Die Schlossattrappe wäre der ideale Ort für Madame Tussauds Wachfigurenkabinett. Oder für Konzerte mit Elvis Presley oder den Beatles, nur dass hinter den Namen auf den Plakaten in Klammer „Double“ steht. Oder für ein Kasino. Oder für Karaoke-Wettbewerbe und Faschingsfeiern. Statt etwas Eigenes zu schaffen, bedient man sich bei den Mustern der Unterhaltungsindustrie, für die alle Zeiten, Stile und Orte frei verfügbar sind.

Dieses aus Ort und Zeit fallen wäre unheimlich. Es wäre nicht nur „ein grauenvoller Spiegel unseres Mangels an Eigensinn“ über die Architektur hinaus. Es wäre die Preisgabe eines in den letzten Jahrzehnten erworbenen kritischen Geschichtsbewusstseins, das Zukleistern von Widersprüchen, die umso stärker aufbrechen werden, je mehr wir sie zu verdrängen suchen.

Sind wir denn wieder dieser „Bürger, der zum Adel aufschaut und sich sehnt, dessengleichen zu werden“? Geht es uns wieder um „Standeserhöhung“? Wenn wir schon keinen eigenen Monarchen mehr haben, dann wollen wir wenigstens so etwas Ähnliches wie ein Schloss besitzen. Woher diese Bereitwilligkeit, „die Attrappe als das Echte zu nehmen“, woher dieser Wunsch, „keine Mühen für einen Schein zu

scheuen, dem das Sein so demonstrativ mangelt“? Und warum begehren wir so gierig „ein Widerspruchloses von gestern als Ahnherr des Widerspruchlosen von heute und morgen“?

Der auf die Zeit nach der nächsten Bundestagswahl verschobene Baubeginn bietet uns die unverhoffte Chance, nach dem Verlust der alten Mitte nach unserer eigenen heutigen Mitte zu suchen, ohne geschichtsvergessen die alten und die neuen Widersprüche hinter Kulissen zu verbannen. Wenn wir uns dazu nicht in der Lage sehen, sollten wir die Bebauung Späteren anheim stellen. Dann hätten wir ihnen zumindest diesen Platz frei gehalten, statt ihnen einen „Höllenzirk der Surrogate“ zu hinterlassen.

(alle Rechte liegen beim Autor)